

BILDUNG

SEPTEMBER 2026

TagesAnzeiger

DOSSIER:
GESUNDHEIT UND PFLEGE



Bild: AdobeStock / Collage: Peddi Siegrist

Zürichsee-Zeitung

Der
Landbote

Zürcher Oberländer

ZürcherUnterländer

Ihr Aus- und Weiterbildungsinstitut IKP:
wissenschaftlich – praxisbezogen –
seit über 40 Jahren anerkannt.

**Dipl. Körperzentrierte/r
Psychologische/r
Berater/in**
Psychologie, psycho-
soziale Beratung und
Körpertherapie.
Info-Abend: **23. Nov.**
3 Jahre, SGfB
anerkannt

**Dipl. Ernährungs-
Psychologische/r
Berater/in IKP**
Humanistische
Psychologie und
Ernährungswissen.
Info-Abend **21. Okt.**
3 ½ Jahre,
ASCA und
SGfB anerkannt.

**Dipl. Ganzheitlich-
Integrative/r
Atemtherapeut/in IKP**
Atem- und Körperarbeit /
ressourcenorientierte
Prozessbegleitung /
Komplementärtherapie.
Info-Abend **2. Nov.**
3 ½ Jahre, EMR-
und ASCA-
anerkannt

**Dipl. Paar- und
Familienberater/in IKP**
Ganzheitlich-systemische
Psychologie und
Beratungskompetenz
in Paar- und
Familientherapie.
Info-Abend **18. Nov.**
3 Jahre; SGfB-
anerkannt

Mit Option zum eidg. Diplom!
Finanzierung Ihrer Ausbildung durch
Bundesbeiträge möglich.

ikp-therapien.com
Tel. 044 242 29 30

EDUQUA
IKP

**PH LUZERN
PÄDAGOGISCHE
HOCHSCHULE**

**Jetzt
informieren!**

**Weiterbildungen
für Beratungs-,
Führungs- und
Lehrpersonen**

Die Erwachsenenbildung
der PH Luzern verbindet
pädagogische Kompetenz
mit Praxisbezug – für
Schule, Wirtschaft und
Organisationen.

www.phlu.ch



EHB
EIDGENÖSSISCHE
HOCHSCHULE FÜR
BERUFSBILDUNG
Schweizer Exzellenz in Berufsbildung

EHB-OBS-Tagung 2026

**Lehrstellenmarkt
im Wandel**

10. November 2026 – Casino Bern



**Nah am Leben,
nah am
Puls der Zeit**

I CARE(ER)

Näher dran an einer erfüllten und
aussichtsreichen Karriere mit
dem Bachelor und Master in Pflege.

**HSLU Hochschule
Luzern**

Jetzt
durchstarten!






INHALT

BEWERBEN MIT PERSÖNLICHKEIT UND KI PUNKTEN	5
LEBENSLANGES LERNEN MIT 61 JAHREN AN DIE UNI	6
BILDUNGSSYSTEM BILDUNGSWEGE AUF EINEN BLICK	8



GESUNDHEIT UND PFLEGE	10–15
GESUNDHEITSWESEN DIE AUFGABEN NEU VERTEILEN	10
PEERS DIE EIGENE KRISE ALS RESSOURCE FÜR ANDERE	12
SCHMERZBEHANDLUNG ZUSAMMENARBEIT BRINGT'S	13
ONKOLOGIEPFLEGE MIT VIEL WISSEN UND WÄRME	14
PUBLIC HEALTH ANSPRUCHSVOLLER MASTER	15



WAS DIE KI NOCH NICHT KANN

Der Fachkräftemangel in der Schweiz geht seit zwei Jahren zurück. Das hat vor allem mit der Konjunktur zu tun. In den Büro-, Informatik- und Kommunikationsberufen kommt dazu, dass die KI immer mehr Arbeit übernimmt. Das Gesundheitswesen wird von diesen Entwicklungen kaum berührt. Es führt die Mangelstatistik seit Jahren unangefochten an. Die Bevölkerung altert und damit steigt der Bedarf nach Medizin und Pflege – ganz egal, ob die Wirtschaft brummt oder nicht. Und auch die Digitalisierung schafft bisher nur in beschränktem Mass Abhilfe. Etwas Verwaltungskram können die digitalen Heilmännchen zwar übernehmen. Aber im Kernbereich des Gesundheitswesens, sind sie (noch?) nicht wirklich nützlich. Also dort, wo Empathie, Einfühlungsvermögen und Fingerspitzengefühl gefragt sind. Wie zum Beispiel in der Arbeit der Genesungsbegleiterin Melina Wälle (Seite 12), die Menschen mit einer psychischen Erkrankung unterstützt. Sie bringt dafür etwas mit, was keine KI je haben wird: Sie hat eine Depression durchlebt. Diese Erfahrung nutzt sie als Ressource. «Als Peer sind wir Hoffnungsträgerinnen für Betroffene», sagt Wälle. «An unserem Beispiel sehen Patientinnen und Patienten, dass Genesung möglich ist.» Im Dossier dieser Bildungsbeilage stellen wir noch weitere Berufe und Tätigkeiten vor, die Qualitäten erfordern, die sich digital höchstens unzureichend vorgaukeln liessen. Die Absolventinnen und Absolventen des MAS Interprofessionelles Schmerzmanagement lernen, wie sie mit Patientinnen und Patienten kommunizieren können und helfen diesen dabei, besser mit den Schmerzen umzugehen (S. 13). In der Onkologiepflege (S. 14) brauchen die Pflegenden viel Fachwissen. Aber das reicht nicht. Krebs stürzt die Betroffenen und ihre Angehörigen in existenzielle Krisen. Sie erleben schwere Nebenwirkungen, Fortschritte und Rückschläge. Ist die Krankheit unheilbar, müssen sich die Patientinnen und Patienten mit ihrem Lebensende auseinandersetzen. Um sie bei all diesen Prozessen zu begleiten, ist die Fähigkeit, sich in sein Gegenüber hineinversetzen zu können, von grösstem Wert. Das kann niemand besser als (mit)fühlende Artgenossinnen und -artgenossen.

WIR WÜNSCHEN GUTE LEKTÜRE!
ANDREAS MINDER, REDAKTOR

Welcher Artikel gefällt Ihnen besonders gut? Haben Sie Themenvorschläge, die wir unbedingt aufgreifen sollten? Schreiben Sie uns: beilagen@tamedia.ch

Vom Beruf in die Verantwortung: Mit Praxiswissen den nächsten Schritt machen



Flavio, IBZ-Student Gebäudetechnik, an der Hydraulikwand (08/26)



Besnike, IBZ-Studentin Dipl. Junior Bauleitung, in Laufenburg (02/26)

Ob Gebäudetechnik, Baustelle oder Infrastruktur: Wer bereits Berufserfahrung mitbringt, kann mit einer gezielten Weiterbildung an der IBZ den nächsten Schritt wagen. Die Schule für Technik, Bau und Industrie, verbindet neue Theorie mit allem, worauf es im Berufsalltag ankommt: Praxis, Erfahrung und Projektverantwortung.

Was passiert, wenn neues Wissen greifbar wird? Zum Beispiel an der Hydraulikwand von Belimo in Hinwil. Im Experience-Center konnten Studierende der Gebäudetechnik ihr Wissen zu moderner, energieeffizienter Hydraulik direkt anwenden. Für Flavio, Gebäudetechniker und -planer aus Luzern, ist genau diese Verbindung ein Highlight. Er möchte sich nach dem Studium in Richtung Projektleitung weiterentwickeln. Die breite

Ausbildung kommt ihm dabei entgegen. «Gut ist, dass mehrere Gewerke abgedeckt werden», findet er.

Auch beim Besuch des Technologiezentrums Laufenburg wurde Theorie zur Realität. Mit Helm, Weste und Sicherheitsschuhen ging es für IBZ-Studierende der Bautechnik mitten auf die Mega-Baustelle. Arbeitssicherheit, Logistik, Materialflüsse und die Koordination eines Grosspro-

jekts wurden dort unmittelbar erlebbar. Für Besnike, angehende Dipl. Junior Bauleiterin, war der Einblick besonders wertvoll: «Wenn man die Baustellen auf Bildern sieht, ist es etwas anderes, als wenn man am Schluss selbst drüberlaufen kann. Es steckt viel mehr dahinter, als man denkt: mehr Aufwand und Arbeit – und so viel Erfahrung.»

Genau diese Verbindung von Lernen und Anwenden prägt die IBZ.

Die Junior-Lehrgänge richten sich an Berufsleute, die bereits praktische Erfahrung mitbringen und nun mehr Verantwortung übernehmen möchten. Sie vermitteln die Grundlagen für den nächsten Karriereschritt – und zeigen gleichzeitig, wie sich neues Wissen direkt im Berufsalltag einsetzen lässt.

Vier Wege, mehr Verantwortung zu übernehmen

Ob Gebäudetechnik, Hoch- und Verkehrswegebau oder Bahninfrastruktur: Diese vier Junior-Lehrgänge der IBZ bieten die Möglichkeit, die eigene Karriere voranzutreiben:



Dipl. Junior Projektleiter/-in Gebäudetechnik: Gebäudetechnik verbindet verschiedene Gewerke und verlangt den Blick fürs Gesamtsystem. Als Junior Projektleiter/-in unterstützt man Fachbauleitungen und lernt, später selbst Projekte zu führen. Der Lehrgang ermöglicht weitere berufliche Entwicklung.

Dipl. Junior Projektleiter/-in Gleisbau: Auch die Bahninfrastruktur braucht Fachleute, die Projekte planen, koordinieren und umsetzen können. Als Junior Projektleiter/-in Gleisbau unterstützt man erfahrene Projektleitende bei der Realisierung von Bahnprojekten und schafft damit eine Grundlage für die weitere berufliche Entwicklung.

Dipl. Junior Bauführer/-in: Wer sich von der praktischen Arbeit in Richtung Führung und Organisation entwickeln möchte, erhält hier fundierte Grundlagen. Bauführer/-innen koordinieren und steuern die Realisierung von Bauprojekten im Hoch- und Verkehrswegebau. Anschliessend ist auch eine Weiterbildung zum dipl. Bauführer möglich.

Dipl. Junior Bauleiter/-in: Für Berufsleute, die Bauprojekte künftig koordinieren und steuern möchten. Junior Bauleiter/-innen unterstützen erfahrene Bauleiter/-innen und sammeln dabei die

Kompetenzen, die für die spätere selbstständige Tätigkeit gefragt sind. Der Lehrgang ermöglicht den Einstieg zum dipl. Techniker HF Bauplanung.

Weiterbildung, die zum Berufsalltag passt

Alle vier Lehrgänge dauern zwei Semester bzw. zwölf Monate, lassen sich berufsbegleitend absolvieren und kosten ab CHF 4'820.– pro Semester inklusive Lehrmittel und Prüfungen. Unterricht gibt es in Aarau, Bern, Zug und Zürich sowie online.

Bei ipso! balanced kombinierst du Präsenz- und Onlineunterricht nach deinen Wünschen; wer völlig ortsunabhängig studieren will, kann ipso! online wählen. So lässt sich die Weiterbildung flexibel mit Beruf und Alltag verbinden.

Bereit für den nächsten Schritt? Informiere dich über die Junior-Lehrgänge der IBZ: besuche einen Infoanlass oder lass dich kostenfrei von uns beraten. Wäge deinen nächsten Karriereschritt – an der IBZ!



Was ist eine gute Bewerbung?

Eine gute Bewerbung macht die Persönlichkeit der bewerbenden Person sichtbar und wird dadurch unverwechselbar. Das gelingt mit einer authentischen Sprache, die auf Floskeln verzichtet, und die möglichst konkret und gleichzeitig bildhaft ist, also das Gegenteil der standardisierten Bewerbungssphrasen von ChatGPT & Co. Anstatt zu schreiben «Ich organisiere Events» sollte man präzisieren: «Ich organisiere jährlich 15+ Events – vom kleinen Feierabendhock mit fünf Personen bis zur Generalversammlung mit 500 Gästen». So entsteht ein Bild im Kopf und es wird klar, welche Verantwortung die Person trägt und wozu sie fähig ist. Genau für solche Ausführungen bietet das Motivationsschreiben den idealen Platz und darum sollte es nicht unterschätzt werden. Es bietet die Chance, die Beweggründe für die Bewerbung und die Passung auf die Stelle aufzuzeigen und sich durch Inhalt, Sprache und Gestaltung von Mitbewerbern abzuheben.

Wie kann eine Bewerbung gestaltet werden, dass sie wirklich gelesen wird?

Wer die ganze Bewerbung als ein PDF-Dokument versendet, kann den Blick der empfangenden Person gezielt steuern. Ich empfehle zuerst ein Deckblatt, dann das Motivationsschreiben und erst am Schluss den Lebenslauf. Das Deckblatt soll wie ein Silbertablett genutzt werden, auf dem die relevanten Punkte für die Stelle präsentiert werden. Wer sich beispielsweise nach längerer Zeit wieder in der Pharmaindustrie bewirbt, könnte auf dem Deckblatt «Zurück in die Pharmabranche» schreiben. So sind Ziel und Erfahrung sofort ersichtlich. Wenn diese Information erst auf der zweiten Seite des CV steht, wird sie vielleicht übersehen. Diese Form der Präsentation eignet sich auch besonders für Berufs- und Quereinsteigende oder ältere Bewerbende. Bei diesen Gruppen besteht ansonsten die Gefahr, dass ihre Bewerbung vorschnell aussortiert wird, wenn nur der CV beachtet wird.

Ist es sinnvoll, KI für die Bewerbung zu nutzen?

Laut einer kürzlich publizierten Studie nutzen rund zwei Drittel der Stellensuchenden KI. Die wichtigste Frage lautet daher: Wie nutzt man KI clever? Die meisten laden lediglich ein Inserat hoch, vielleicht noch den Lebenslauf, und lassen sich ein Motivationsschreiben erstellen. Das Schreiben fällt dann aber sehr gene-

Möglichst konkret, bildhaft und authentisch

Wer eine gute Bewerbung schreiben will, setzt auf Persönlichkeit statt Floskeln und nutzt KI clever. Wie das geht, erklärt die Bewerbungscoachin Andrea Kern.



Andrea Kern arbeitet als Bewerbungscoachin und E-Mail Trainerin. Bild: suissetec

risch und floskelhaft aus. Ich empfehle, sich die inhaltlichen Aussagen selbst zu überlegen und mit KI zu verfeinern. Dabei geht es nicht nur um den Schreibstil, sondern auch um Tonalität, Satzstruktur und die Art, wie jemand seine Gedanken formuliert, also die Schreibstimme. Viele KI-Tools können diese analysieren und die Texte auf die bewerbende Person abstimmen. Nützlich halte ich KI auch als Sparringpartner oder um Vorstellungsgespräche zu trainieren. Grundsätzlich gilt: Wer KI erfolgreich

nutzen will, muss anfangs Zeit investieren und lernen, sie optimal einzusetzen.

Verfälscht ein perfekter Schreibstil dank KI nicht die tatsächlichen Fähigkeiten der Bewerbenden?

Ja, diese Gefahr ist natürlich da. Aber auch wenn es mir als Texterin in der Seele wehtut, werden Rechtschreibung und sprachliche Fähigkeiten wahrscheinlich weniger wichtig. Entscheidender dürfte werden, KI-Tools kompetent einzusetzen. So wird es

beispielsweise künftig weniger darauf ankommen, selbst einen Text in einer Fremdsprache zu schreiben, als zu wissen, welche Tools sich dazu eignen und wie man sie bedient.

Worauf sollen Lehabgängerinnen und Lehabgänger bei der Stellensuche achten?

Sie bringen bereits drei oder vier Jahre Praxiserfahrung mit. Diesen Vorteil können sie in der Bewerbung sichtbar machen, indem sie ihre konkreten Erfahrungen, Projekte und Tätigkeiten beschreiben, statt nur Ausbildung und Lehrbetrieb aufzulisten. Je jünger die Bewerbenden, desto wichtiger ist die Persönlichkeit. Sie zeigt sich nicht in Schlagwörtern wie «flexibel» oder «teamfähig», sondern indem konkrete Handlungen aus dem Arbeitsalltag beschrieben werden. Zudem helfen Zitate von Auszubildenden, Lehrpersonen oder Trainerinnen und Trainern, Kompetenzen glaubwürdig zu belegen.

Wie sollte man mit Absagen umgehen?

Ich empfehle, sich kurz per E-Mail zu melden, sein Bedauern auszudrücken und gleichzeitig zu sagen, dass man weiterhin am Unternehmen interessiert ist und die Bewerbung aufbe-

«Eine gute Bewerbung macht die Persönlichkeit der bewerbenden Person sichtbar und wird dadurch unverwechselbar.»

Andrea Kern

wahrt werden darf. Rekrutierungen können fehlschlagen und dann ist es von Vorteil, wenn das eigene Dossier noch präsent ist. Erst kürzlich begleitete ich eine Bewerberin, die nach der Absage nochmals kontaktiert und angestellt wurde, weil die Erstauswahl kurzfristig abgesagt hatte.

Was tun, wenn immer wieder Absagen kommen?

Es lohnt sich, nicht nur auf klassische Bewerbungen zu setzen, sondern auch den verdeckten Stellenmarkt zu nutzen. Dazu gehören Netzwerke, LinkedIn oder die Direktansprache. Initiativbewerbungen haben den Vorteil, dass man selbst entscheidet, wo und bei welcher Ansprechperson man sich bewirbt. Dabei kann jede Person den Weg wählen, der ihr liegt: Telefon, E-Mail oder ein persönliches Gespräch. **Interview: Marianne Rupp**

Mit 61 an die Uni

Jo Diener denkt nicht ans Aufhören. An der Universität Freiburg baut er neue Kompetenzen auf, um langfristig arbeitsmarktfähig zu bleiben.

Jahrzehntelang hat Jo Diener Politiker im Bundeshaus fotografiert, Konflikte in Afrika dokumentiert und später in leitenden Funktionen bei Schweizer Medienhäusern gearbeitet. Und 2024 war er als Presse- und

«Wenn man nur noch macht, was man bereits beherrscht, entwickelt man sich nicht weiter.»

Jo Diener

Informationsoffizier der Schweizer Armee im Kosovo im Einsatz. Heute sitzt er als 61-Jähriger im Hörsaal der Universität Freiburg und studiert Kommunikationswissenschaft, Medienforschung, Ethik und Betriebswirtschaft, dazu Statistik. Sein Ziel: der Master-Abschluss. Für einen Mann, der jahrelang intuitiv gearbeitet hat, ist das eine neue Welt. Genau das reizt ihn. Ein Hobby ist das Studium für ihn dennoch nicht. Es ist eine Investition in die eigene Arbeitsmarktfähigkeit.

Dieser Schritt mag auf den ersten Blick ungewöhnlich wirken. Für Diener selbst ist er vor allem pragmatisch. «Ich wollte mich bewusst weiterentwickeln», sagt er. «Die Arbeitswelt verändert sich laufend. Man kann sich nicht einfach darauf verlassen, dass das Wissen von früher noch genügt.»

Politik, Medien, Krisengebiete

Diener wuchs in Schwyz auf, der Vater führte eine Gärtnerei, die Familie lebte in einfachen Verhältnissen. Zugleich begegnete er früh Menschen aus sehr unterschiedlichen Milieus. Diese Offenheit prägte ihn. «Meine Mutter sagte immer: Herkunft spielt keine Rolle. Entweder Menschen sind nett oder nicht», erzählt er. Vielleicht war genau das später ein Vorteil in seinem Beruf. Denn gute Fotografie entsteht für Diener weniger durch Technik als durch Vertrauen.

Schon während des Gymnasiums schrieb und fotografierte er für die «Schwyzer Zeitung». Eine Radioreportage über den Kriegsphotografen Robert Capa faszinierte ihn nach-



Der Student und die Professorin im Hörsaal der Uni Freiburg: Es darf auch gelacht werden. Bild: zvg



Jo Diener als Presseoffizier der Swisscoy auf dem militärischen Flughafen Slatina bei Pristina. Bild: zvg

Lebenslanges Lernen

Nächste Folge der Serie:
Beilage Bildung
vom 11./12. November 2026

haltig: Bilder konnten mehr sein als Illustration. Sie dokumentierten, rüttelten auf, machten Geschichte sichtbar. Nach der Schule absolvierte er eine Ausbildung als Fotograf in Zürich.

Später arbeitete er unter anderem für den «Blick» im Bundeshaus. Politik aus nächster Nähe verlangte schnelle Entscheidungen, präzise Beobachtung und ein Gespür für Menschen. Danach zog es ihn nach Berlin, wo er als freier Fotograf für die Agentur Gamma im Bundestag und im Kanzleramt arbeitete.

Doch Diener interessierten nicht nur politische Machtzentren. Er reiste in Krisengebiete und dokumentierte Konflikte in Afrika. Besonders prägend waren die Einsätze im Sudan während des Bürgerkriegs. Aus nächster Nähe erlebte er Hunger, Gewalt und Unsicherheit. Die Arbeit brachte ihn körperlich und emotional an Grenzen. «Solche Erfahrungen vergisst man nie», sagt er. Überzeugt davon, dass Bilder wichtig sind, blieb er trotzdem. «Öffentlichkeit schafft Aufmerksamkeit», sagt er. Dokumentation sei daher wichtig.

Später folgten Führungsfunktionen bei Samedia und Ringier, unter anderem als stellvertretender Fotochef. Kommunikation wurde strategischer, organisatorischer, digitaler. Mit dem Einsatz im Kosovo kam eine weitere Perspektive hinzu: Krisenkommunikation im militärischen Umfeld.

Zurück im Hörsaal

Vor einem Jahr nahm Diener bewusst eine Auszeit vom klassischen Berufsalltag – nicht um kürzerzutreten, sondern um Neues zu lernen. Er ist fit und munter und will «bis 70 arbeiten». Dass er sich in Freiburg einschrieb, war kein Zufall: Die Universität setzt einen klaren Schwerpunkt auf Ethik. Für jemanden, der Bilder aus Krisengebieten kennt, ist Ethik kein Nebenschauplatz. Das Studium finanziert er aus seinen Ersparnissen.

Im Hörsaal gehört er zu den Ältesten, viele Mitstudierende und auch manche Dozierende könnten seine



Im Rahmen seines Praktikums bei der Berliner «Bild»-Redaktion erlernt Jo Diener das praktische Handwerk im Umgang mit audiovisuellen Medien. Bild: Christian Lohse/BILD

Kinder sein. Fremd fühlt er sich trotzdem nicht. Den Austausch zwischen den Generationen erlebt er als Bereicherung: Die Jüngeren bringen digitale Selbstverständlichkeiten mit, er jahrzehntelange Praxiserfahrung.

Der Rhythmus des Studiums ist ein anderer als jener einer Redaktion: Vorlesungen, Lektüre, Prüfungen statt Tagesaktualität und Deadlines. Das Studium ist praxisorientiert: In eigenen Produktionen vertieft Diener auch die Arbeit mit Film und Ton. Am meisten fordert ihn aber die Statistik. Datenauswertung, empirische Methoden und wissenschaftliche Modelle unterscheiden sich stark von der in-

tuitiven Arbeitsweise eines Fotografen. Gerade deshalb motiviert ihn das Fach. «Wenn man nur noch macht, was man bereits beherrscht, entwickelt man sich nicht weiter», sagt er.

Erfahrung allein reicht nicht

Der Beruf, den Diener gelernt hat, gibt es so nicht mehr. Reichweite entscheidet sich auf Plattformen, Kommunikation wird über Zahlen gesteuert, und künstliche Intelligenz übernimmt einen wachsenden Teil der Produktion. Das gilt auch für die Fotografie. Gleichzeitig gehen die geburtenstarken Jahrgänge in Pension. Erfahrene Fachkräfte seien deshalb

«Berufserfahrung allein reicht heute nicht mehr. Man muss bereit sein, Neues zu lernen und sich weiterzuentwickeln.»

Jo Diener

gefragt, sagt Diener. Vorausgesetzt, sie bleiben fachlich anschlussfähig. Genau dafür sitzt er im Hörsaal: um zur Erfahrung das Fachwissen zu erwerben, das heute erwartet wird.

«Berufserfahrung allein reicht heute nicht mehr», sagt er. «Man

muss bereit sein, Neues zu lernen und sich weiterzuentwickeln.» Lebenslanges Lernen ist für ihn keine Option, sondern die Bedingung dafür, im Beruf zu bleiben.

Viele ältere Arbeitnehmende unterschätzten sich, sagt Diener; das gelte für fast alle Branchen. Erfahrung, soziale Kompetenz und Belastbarkeit liessen sich nicht ersetzen. Wer dazu bereit sei, Neues aufzunehmen, sei im Vorteil. Für ihn ist das kein Widerspruch. Diener sagt das ohne Pathos. Er sieht in seinem Umfeld, wie schnell sich Berufe verändern und wie viel Anpassungsfähigkeit heute verlangt wird, auch von Älteren. «Ich wollte nicht irgendwann feststellen, dass ich fachlich stehen geblieben bin», sagt er.

Die Neugier ist geblieben

Fragt man Jo Diener, was ihn antreibt, geht es ihm nicht um Karriere oder Status, sondern um Neugier. Diese Offenheit zieht sich wie ein roter Faden durch sein Leben: von Schwyz über Zürich und Berlin bis nach Juba, Pristina und nun Freiburg.

Diener wirkt nicht wie jemand, der Bilanz zieht, eher wie jemand, der ein neues Kapitel beginnt. Sein Blick auf die Welt ist derselbe geblieben: aufmerksam, interessiert, offen für Neues. Und auch wenn die Kamera heute öfters zu Hause ist, bleibt der Fotojournalismus seine Leidenschaft.

Vielleicht liegt darin die eigentliche Botschaft seiner Geschichte. Nicht das Alter entscheidet über Lernfähigkeit und berufliche Relevanz, sondern die Haltung. Neugier schafft Beweglichkeit – und damit bessere Chancen in einer Arbeitswelt, die sich rasant verändert. Genau das ist Jo Dieners Intention: weiterarbeiten, weiterlernen, arbeitsmarktfähig bleiben. **Philippe Welti**

ANZEIGEN

Persönlich zur Matura, lernen Sie uns kennen.



- ✓ **Doppelte Chance:** unsere Prüfung vor der ZAP
- ✓ **Vornoten zählen,** faire Aufnahme
- ✓ **Eidg. anerkannte Matura,** 7 Min. ab Zürich HB
- ✓ **9 von 10 Eltern** empfehlen uns weiter (Umfrage 2025)

03

Nov 26

19:00

05

Dez 26

10:00

09

Jan 27

09:00

Infotage
Lang- und Kurzgymnasium
Schulhaus Sumatra

FKS² Infotage

Infos & Anmeldung:



fksz.ch/infotage/gymnasium

Freie Katholische Schulen Zürich

Routen der Bildung in der Schweiz



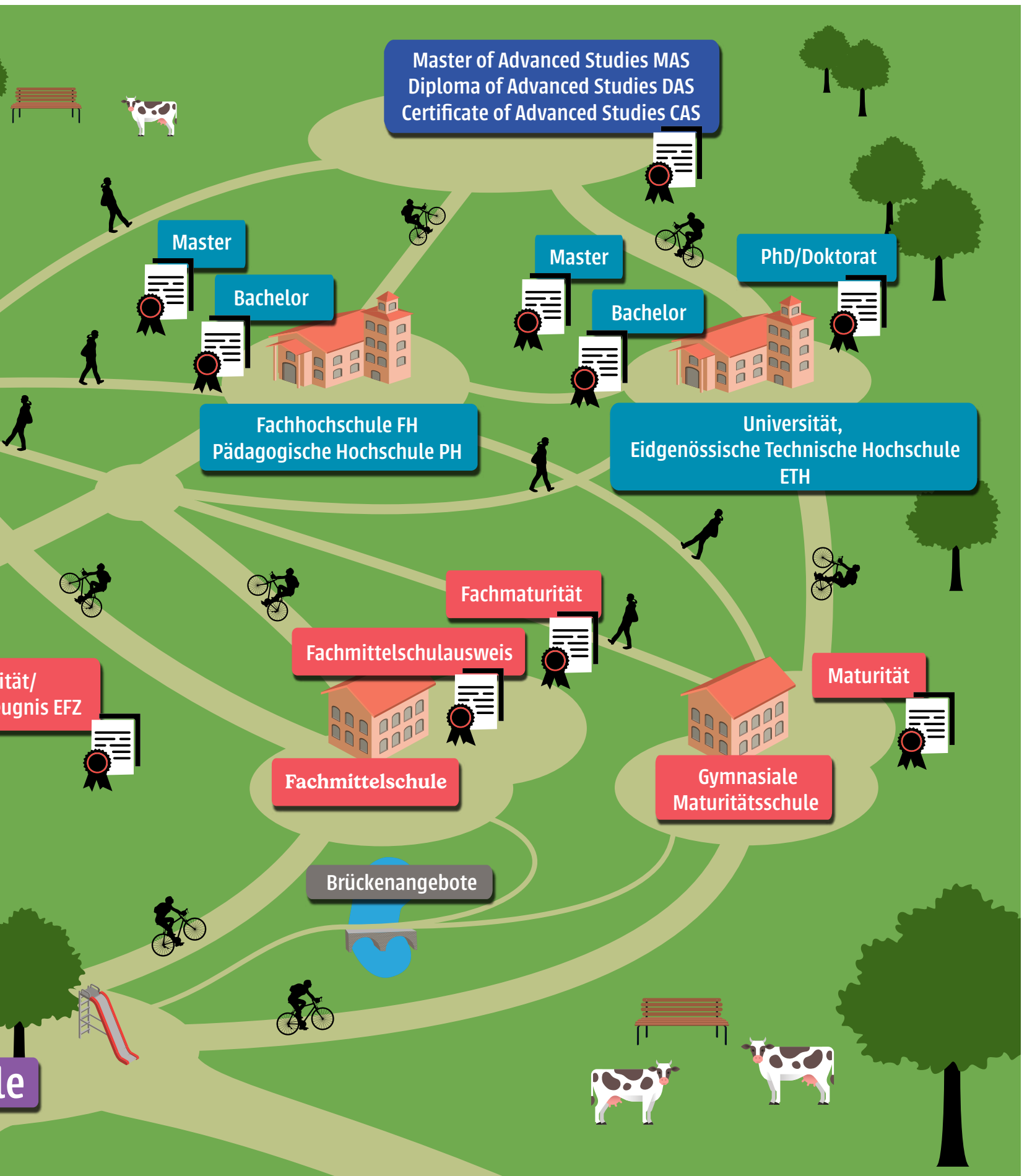
- Nachdiplomstudien
- Hochschulbildung, Höhere Berufsbildung
- Sekundarstufe II
- Obligatorische Schulzeit, Primarstufe und Sekundarstufe I



Direkter Zugang möglich



Zusatzqualifikation erforderlich



Hinweis: Das Schema zeigt häufige Wege.
Im Einzelfall gibt es weitere Möglichkeiten.

Quelle: Stadt Zürich Laufbahnzentrum, Grafik: Pedä Siegrist

Das Gesundheitssystem neu denken

Das Gesundheitswesen verändert sich – und mit ihm Berufe, Rollen und Kompetenzen. Bildungsexpertin Carmela Flury über neue Formen der Zusammenarbeit, Künstliche Intelligenz und die Fähigkeiten der Zukunft.

Wer heute eine Arztpraxis betritt, wird nach der Anmeldung meist ins Sprechzimmer gebeten. In Zukunft könnte dieser Weg anders verlaufen. Gesundheitspraxen, in denen Pflegefachpersonen, Physiotherapeutinnen, Apotheker und Ärztinnen unter einem Dach zusammenarbeiten, gewinnen an Bedeutung. Dabei steht nicht mehr automatisch die ärztliche Behandlung im Zentrum. Entscheidend ist vielmehr: Welche Fachperson kann bei einem gesundheitlichen Anliegen am besten helfen?

Für Carmela Flury, Leiterin Strategie und Innovation bei Careum, einer grossen Schweizer Bildungsinstitution im Gesundheitsbereich, ist dieser Ansatz eine Antwort auf zentrale Herausforderungen der kommenden Jahre. Die Bevölkerung altert, chronische Erkrankungen nehmen zu, gleichzeitig wird das Fachpersonal knapper. Umso wichtiger ist es, die vorhandenen Ressourcen gezielt einzusetzen. «Wir müssen das Gesundheitssystem stärker als Ganzes denken», sagt Flury. Systemdenken nennt sie die Fähigkeit, die eigene Arbeit nicht isoliert zu betrachten, sondern als Teil eines grösseren Ganzen zu verstehen.

Aufgaben neu verteilen

Damit rücken Konzepte wie Task Shifting und Task Sharing in den Mittelpunkt. Task Shifting bezeichnet die Übertragung von Aufgaben von einer Berufsgruppe auf eine andere. Beim Task Sharing wird die Verantwortung innerhalb eines Teams geteilt. Aufgaben, die heute Ärztinnen und Ärzte erledigen, könnten in Zukunft teilweise speziell ausgebildete Pflegefachpersonen übernehmen. Ziel ist

nicht, die Ärzteschaft zu verdrängen, sondern Aufgaben sinnvoller und effizienter zu verteilen, so Flury. Dafür müssen die verschiedenen Berufsgruppen besser wissen, über welche Kompetenzen die anderen verfügen – und wo deren Grenzen liegen. Dieses

Verständnis muss bereits in der

Aus- und Weiterbildung gefördert werden.

«Eine Person mit Rückenschmerzen braucht möglicherweise nicht als Erstes einen Arzttermin, sondern direkt eine physiotherapeutische Ersteinschätzung», so Flury.

Pflege im Quartier

Als besonders interessantes Modell nennt Flury die Community Nurse: Gemeint ist eine Pflegefachperson, die in einem Wohnquartier präsent ist, die Menschen vor Ort kennt und insbesondere ältere oder chronisch kranke Personen begleitet. Je nach gesundheitlichem Anliegen zieht sie weitere Fachpersonen hinzu. Auch Apotheken übernehmen als leicht zugängliche Anlaufstellen eine immer wichtigere Rolle bei der Triage und Erstberatung.

Gerade bei Menschen mit komplexem Betreuungsbedarf zeigt sich laut Flury, wie eng medizinische und

soziale Fragen zusammenhängen. Neben der Diagnose beeinflussen auch die Wohnsituation, Einsamkeit oder finanzielle Schwierigkeiten die Gesundheit. Flury plädiert deshalb für eine ganzheitliche Sichtweise, die Gesundheits- und Sozialwesen stärker miteinander verbindet. Damit könnte sich auch der Zugang zum Gesundheitssystem verändern. Denkbar sind lokale Anlaufstellen oder digitale Gesundheitskabinen, in denen erste Vitalparameter gemessen und Fachpersonen per Video zugeschaltet werden. Nicht jedes gesundheitliche Problem erfordert automatisch den Besuch einer Arztpraxis oder einer Notfallstation.

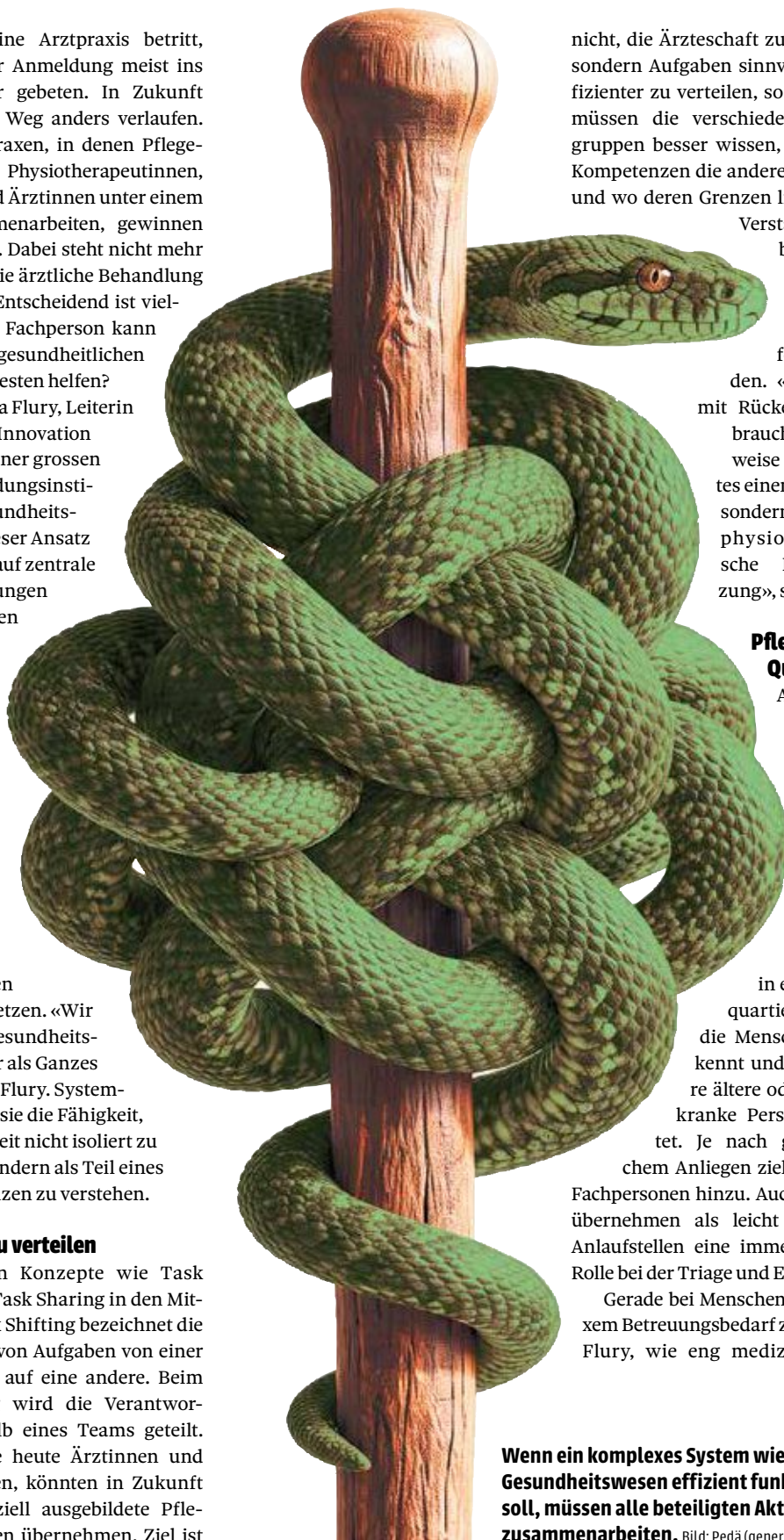
Lernen über Berufsgrenzen hinweg

Neue Rollen und eine engere Zusammenarbeit zwischen den Gesundheitsberufen verändern auch die Anforderungen an die Aus- und Weiterbildung. Careum bietet dafür ein breites Bildungsangebot auf verschiedenen Stufen – von der Berufsschule und der Höheren Fachschule über Bachelor- und Masterstudiengänge bis hin zu berufsbegleitenden Weiterbildungen. Entscheidend ist für Flury, dass die vermittelten Kenntnisse im Berufsalltag tatsächlich gefragt sind. Viele Fachpersonen suchen heute gezielt nach Kompetenzen, die sie konkret für ihre Arbeit benötigen, ohne zwingend einen weiteren formalen Abschluss anzustreben. Kürzere, kombinierbare Angebote gewinnen neben vertiefenden Spezialisierungen an Bedeutung. Auch die Rolle der Lehrpersonen wandelt sich: Sie agieren zunehmend als Lern-Coaches, die individuelle Bildungswege begleiten. Um allen Lernenden und Studierenden

Kompetenzen für die Zukunft

Welche Fähigkeiten benötigen Gesundheitsfachpersonen in Zukunft? Careum hat dazu in einem Forschungsprojekt einen Rahmen mit rund 25 Kernkompetenzen entwickelt. Die Publikation befindet sich derzeit in der Endbearbeitung und wird im Herbst veröffentlicht. Weitere Informationen unter careum.ch.

Wenn ein komplexes System wie das Gesundheitswesen effizient funktionieren soll, müssen alle beteiligten Akteure gut zusammenarbeiten. Bild: Pedä (generiert mit KI)



den gerecht zu werden, gewinnen zudem barrierefreie Zugänge wie Einfache Sprache oder visuelle Formate an Bedeutung. Für Flury beschränkt sich Lernen jedoch nicht auf organisierte Weiterbildungen. «Nicht alle Kompetenzen lassen sich in Stundenpläne packen», sagt sie. Vieles entsteht erst im Berufsalltag – durch praktische Erfahrungen, Austausch und Zusammenarbeit mit anderen Fachpersonen.

Der Mensch bleibt im Zentrum

Besonders stark verändert die Künstliche Intelligenz derzeit den Gesundheitsbereich. «KI durchdringt sehr vieles», beobachtet Flury. «Die Einsatzfelder reichen von Diagnostik und Dokumentation über Übersetzungen bis zur Personaleinsatzplanung. Für Gesundheitsfachpersonen wird es immer wichtiger, KI-Tools und KI-generierte Inhalte kritisch beurteilen zu können. Weiterbildungen im KI-Bereich sind deshalb sehr begehrt.»

Welche Fähigkeiten künftig generell im Gesundheitsbereich gefragt sein werden, wurde in einem Careum-Forschungsprojekt genauer

«Wir müssen das Gesundheitssystem stärker als Ganzes denken.»

Carmela Flury,

untersucht. Aus ursprünglich über 500 Einzelkompetenzen entstand ein Modell mit 25 Kernkompetenzen. Drei davon hebt Flury besonders hervor: Systemdenken, kritisches Denken und Resilienz. Letztere beschreibt die Fähigkeit, trotz Belastungen und Veränderungen handlungsfähig zu bleiben. Damit das Gesundheitssystem für die Zukunft gerüstet ist, reicht es laut Flury nicht, neue Fachkräfte auszubilden. Ebenso wichtig sei es, die bereits Beschäftigten mit guten Arbeitsbedingungen langfristig im Beruf zu halten und ihre Widerstandsfähigkeit zu stärken. Auch die Bildungsinstitutionen sind gefordert, mit dem raschen techno-

logischen Wandel Schritt zu halten: «Kaum ist ein neues Bildungsangebot entwickelt, hat sich die Technologie bereits weiterbewegt», so Flury.

Trotz des digitalen Fortschritts sieht Carmela Flury die Zukunft der Gesundheitsberufe nicht in einer Technologisierung, bei der die Menschlichkeit auf der Strecke bleibt. Wenn Programme administrative Arbeiten übernehmen, könne wieder mehr Raum für Gespräche, Empathie und persönliche Zuwendung entstehen. Andere Fähigkeiten lassen sich ohnehin nicht einfach automatisieren. «Klinisches Urteilsvermögen und das Erfassen einer individuellen Lebenssituation lassen sich nicht einfach automatisieren», sagt Flury. Ihre Prognose: «Der Mensch bleibt im Zentrum.»

Andreas Zurbriggen

careum.ch
Kompetenzrahmen



Zur Person

Carmela Flury leitet seit 2022 den Bereich Strategie und Innovation bei Careum. Die ausgebildete Physiotherapeutin war zuvor viele Jahre in Führungsfunktionen am Luzerner Kantonsspital Wolhusen tätig.



Trotz KI-Boom bleibt für Carmela Flury der Mensch im Zentrum. Bild: zvg

ANZEIGE



Universität
Zürich ^{UZH}

Weiterbildung

Sie haben
Fragen?
Gut so.



Bilden Sie sich an
der Universität
Zürich weiter
weiterbildung.uzh.ch



Die eigene Krise als Ressource für andere

Melina Wälle durchlebte eine schwere psychische Krise. Nachdem sie diese überwunden hatte, liess sie sich zur Genesungsbegleiterin ausbilden und unterstützt seither andere Betroffene.



Melina Wälle ist Fachfrau Gesundheit EFZ und hat sich nach einer psychischen Krise zur Peer weitergebildet. Bild: zvg

Melina Wälle arbeitete als Fachfrau Gesundheit in einer psychiatrischen Praxis, als sie wegen starker Rückenschmerzen mit Schmerzmitteln behandelt werden musste. Gleichzeitig befand sie sich in einer schwierigen Lebensphase, entwickelte eine Depression und wurde medikamentenabhängig. «Ich brauchte lange, bis ich mir eingestand, dass ich Hilfe benötigte und auf die Patientenseite gehörte», sagt Melina Wälle. «Ich wollte in meinem Umfeld mein Gesicht wahren und hatte Angst vor Konsequenzen, insbesondere dass ich mit einer Medikamentenabhängigkeit meinen Beruf nicht mehr ausüben könnte.» Trotzdem entschied sich Wälle für eine Therapie und einen Entzug und wies sich 2013 stationär in eine Klinik ein. «Während meines Aufenthalts merkte ich, dass mir neben den Therapeuten jemand fehlte, der mir auf Augenhöhe begegnete und mich aufgrund eigener Erfahrungen verstand», sagt Wälle. Deshalb liess sie sich einige Jahre nach ihrer Kri-

se zur Genesungsbegleiterin ausbilden, auch Peer genannt. Zertifizierte Peers sind Expertinnen und Experten aus eigener Erfahrung, das heisst sie haben eine psychische Erkrankung und einen Genesungsprozess erlebt. In der Weiterbildung lernen sie, ihre Perspektive und ihr Erfahrungswissen als Ressource einzusetzen, um andere Betroffene zu unterstützen. In der Schweiz bietet beispielsweise der Verein EX-IN Schweiz (Experienced Involvement) eine entsprechende Ausbildung an.

Ergänzung zur Therapie

«Als Peer sind wir Hoffnungsträgerinnen für Betroffene», erklärt Wälle, die nach ihrer Weiterbildung wieder in einer Psychiatrie arbeitete, dieses Mal als Peer. «An unserem Beispiel sehen Patientinnen und Patienten, dass Genesung möglich ist», sagt Wälle. Gleichzeitig unterstützen Peers Betroffene, wieder selbstbestimmt handlungsfähig zu werden und bieten ihnen professionelle, er-

fahrungsbasierte Begleitung. «Die menschliche Beziehung, dieses Verstehen aus eigener Erfahrung, ist für den Genesungsprozess wichtig und sollte die therapeutische Begleitung ergänzen», sagt Wälle. Peers seien aber keine Therapeuten, stellt

«Unsere Arbeit ist keine Therapie, hat jedoch einen therapeutischen Effekt.»

sie klar. «Wir bieten eine zusätzliche Perspektive und können als Brückenbauer zwischen Fachpersonen und Patientinnen und Patienten das gegenseitige Verständnis fördern. Unsere Arbeit ist keine Therapie, hat jedoch einen therapeutischen Effekt».

Peers können in verschiedenen Bereichen der psychiatrischen Betreuung eingesetzt werden: Einige arbeiten in psychiatrischen Kliniken, ambulanten Diensten, im betreuten Wohnen oder in Beratungsstellen, andere halten Vorträge und geben Workshops zur Sensibilisierung. Wälle engagiert sich in einer Peer-Beratung im Kanton St. Gallen, einem Pilotprojekt, das ambulante Angebote für Menschen mit psychischen Erschütterungen testet.

Die Arbeit als Peer könne belastend sein, weshalb diese auch ihre eigne Gesundheit im Auge behalten sollten, sagt Wälle. Im Rahmen eines Arbeitsverhältnisses bestehe häufig die Möglichkeit, Supervisionen oder Interventionen zu nutzen oder sich mit Peerkolleginnen und -kollegen auszutauschen. Auch sie selbst nutze solche Angebote.

Die Sicht der Betroffenen

Seit 2017 unterrichtet Melina Wälle zusammen mit einer weiteren Peer an der OST – Ostschweizer Fachhochschule in zwei Modulen des CAS «Personenzentrierte psychische Ge-

sundheit». «Anhand konkreter Beispiele aus unseren eigenen Erfahrungen erklären wir Studierenden, wie sich bestimmte Situationen aus Sicht von Betroffenen anfühlen und wo Stigmatisierungen entstehen können. So sensibilisieren wir sie und ergänzen ihr theoriebasiertes Wissen», sagt Wälle. Der Austausch und die Diskussionen seien rege und wertschätzend. «Viele Studierende sind von unseren Geschichten berührt und erkennen gleichzeitig, dass mit Therapie und viel persönlicher Arbeit eine Genesung möglich ist.» Wälle und ihre Kollegin vermitteln den Recovery-Ansatz: Für viele Betroffene ist nicht die Symptommfreiheit das Ziel, sondern ein erfülltes und selbstbestimmtes Leben trotz oder mit einer psychischen Erkrankung. «Der Unterricht ist für mich bereichernd und emotional weniger belastend als die Peer-Arbeit mit direktem Patientenkontakt im stationären Klinikalltag», sagt Wälle.

Unsichere Finanzierung

Gemäss Wälle ist die Peer-Arbeit in der Schweiz noch zu wenig bekannt. Eine Herausforderung sei vor allem die Finanzierung. «Wenn die Peer-Leistungen über eine Klinik oder soziale Einrichtung abgerechnet werden können, übernimmt die Krankenkasse die Kosten. Wer jedoch institutionell unabhängig arbeitet, betreut meist Menschen, die nicht so viel Geld haben», sagt Wälle. Als Selbstständige begleitet die 38-jährige zurzeit eine Klientin, deren Betreuung teilweise vom Sozialamt finanziert wird: «Man hat gemerkt, wie gut ihr die Begleitung tut», so Wälle.

Durch die vielseitigen und unterschiedlichen Tätigkeiten sei ihr Selbstwertgefühl gestiegen, sagt Wälle. «Ich erfahre viel Wertschätzung, besonders von Studierenden, die mir die Qualität meiner Arbeit zurükmelden.» Obwohl Wälle ihre Peer-Arbeit als bereichernd und erfüllend erlebt, sieht sie auch einen Nachteil: «Solange ich als Peer arbeite, bleibe ich mit einem Bein in der Vergangenheit, obwohl mein Genesungsprozess schon weit fortgeschritten ist.» Sie kann sich deshalb vorstellen, später eine Weiterbildung im Case Management zu absolvieren. «Das Themenfeld bleibt ähnlich, steht jedoch weniger im direkten Zusammenhang mit meiner Vergangenheit. Gleichzeitig könnte ich mein Fach- und Erfahrungswissen weiterhin sinnvoll einbringen», sagt Wälle über ihre Zukunftspläne.

Marianne Rupp



Es braucht Fachleute aus verschiedenen Disziplinen und ein gemeinsames Problemverständnis, um Schmerzen wirkungsvoll zu behandeln. Bild: Adobe Stock

Schmerzen besser verstehen – und besser behandeln

Schmerzen entstehen durch das Zusammenspiel von körperlichen, psychischen und sozialen Faktoren und erfordern eine enge Zusammenarbeit verschiedener Gesundheitsberufe. Der MAS Interprofessionelles Schmerzmanagement vermittelt die Kompetenzen, die dafür nötig sind.

Rund 1,5 Millionen Menschen in der Schweiz leben mit Schmerzen, die länger als sechs Monate anhalten. Weltweit sind laut Weltgesundheitsorganisation rund 1,7 Milliarden Menschen allein von Beschwerden des Bewegungsapparats betroffen. Schmerzen gehören damit zu den häufigsten gesundheitlichen Herausforderungen unserer Zeit: Sie schränken die Lebensqualität vieler Betroffener ein, verursachen hohe Kosten, und ihre Zahl nimmt weiter zu.

Hier setzt der Master of Advanced Studies (MAS) interprofessionelles Schmerzmanagement an. Die Weiterbildung vermittelt Gesundheitsfachpersonen aus Pflege, Physio- und Ergotherapie Wissen über Schmerz und befähigt sie, Menschen mit Schmerzen umfassend zu begleiten – unabhängig davon, ob die Beschwerden akut, wiederkehrend oder chronisch sind.

Der MAS baut auf einem modernen Schmerzverständnis auf: «Schmerz muss nicht einfach die direkte Folge einer Verletzung oder Erkrankung sein. Gerade bei länger anhaltenden oder wiederkehrenden Schmerzen reicht eine rein körperliche Erklärung häufig nicht aus. Das heisst nicht, dass die Schmerzen eingebildet sind. Schmerz entsteht vielmehr aus dem komplexen Zusammenspiel biologischer, psychologischer und sozialer Faktoren», sagt Fabian Pfeiffer. Er führt den Schwerpunkt Muskuloskelettale Physiotherapie an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) und unterrichtet im MAS Interprofessionelles Schmerzmanagement. Geleitet wird der Studiengang von Silvia Careddu.

Die Teilnehmenden lernen gemeinsam und bringen ihre unterschiedlichen beruflichen Perspektiven ein. Fallbeispiele, Gruppenarbeiten und Peer-Feedback fördern den Austausch. «Der interprofessionelle Ansatz ist nötig, weil sich Schmerzen oft weder mit einer einzelnen Therapie noch aus einer einzelnen Berufsgruppe heraus behandeln lassen», sagt Fabian Pfeiffer. «Es braucht ein gemeinsames Verständnis und eine Zusammenarbeit verschiedener Fachpersonen.»

Flexibler Aufbau

Der MAS setzt sich aus drei Certificates of Advanced Studies (CAS) und einem Mastermodul zusammen. Alle CAS können auch einzeln besucht werden. Das CAS Schmerz Basic vermittelt die Grundlagen eines modernen Schmerzverständnisses und startet wieder im Herbst 2027. Im darauf aufbauenden CAS Schmerz Advanced vertiefen die Teilnehmenden fachspezifische Ansätze. Im CAS Beratung und Edukation steht die Kommunikation mit Schmerzpatientinnen und -patienten im Mittelpunkt. Die Teilnehmenden lernen, Zusammenhänge verständlich zu vermitteln und Betroffene darin zu unterstützen, besser mit ihren Schmerzen umzugehen. «Das ist auch deshalb so wichtig, weil Schmerz ein Risikofaktor für künftige Schmerzen ist», sagt Fabian Pfeiffer. Dieses CAS kann auch als Einstieg in die Weiterbildung besucht werden. Der nächste Einstieg

ist im Januar 2027 mit dem Modul «Beratungs- und Coachingkompetenzen» möglich, das auch Bestandteil des CAS Beratung und Kommunikation ist. Den Abschluss des MAS bildet das Mastermodul, in dem die Teilnehmenden ein Forschungs- oder Praxisprojekt erarbeiten.

Bislang wenig Teilnehmende

Zum MAS zugelassen werden Personen mit einem Bachelor oder Diplom in Physiotherapie, Ergotherapie, Pflege oder einem anderen Gesundheitsberuf. Diplomierte Fachpersonen ohne Hochschulabschluss können über ein Äquivalenzverfahren aufgenommen werden. Während der Weiterbildung arbeiten die Teilnehmenden zu rund 50 Prozent im Bereich Schmerzmanagement. So ist der Praxistransfer gewährleistet. Je nach Berufsgruppe kostet der MAS mindestens 23 730 Franken.

Bislang haben acht Personen den MAS abgeschlossen, zwei weitere absolvieren ihn derzeit. Der bereits 2013 eingeführte CAS Schmerz Basic ist deutlich beliebter, sagt Fabian Pfeiffer. «Wir hoffen, dass künftig mehr Teilnehmende den gesamten MAS durchlaufen.»

Karin Meier

«Schmerz entsteht aus dem komplexen Zusammenspiel biologischer, psychologischer und sozialer Faktoren.»

Fabian Pfeiffer

Mit Fachwissen und menschlicher Nähe

In der Onkologiepflege sind Fachwissen und Fingerspitzengefühl gleichermassen gefragt. Spezialisierte Pflegefachpersonen stehen Menschen mit Krebs in allen Phasen der Erkrankung zur Seite.

Eine Krebsdiagnose verändert das Leben von Betroffenen und ihren Angehörigen oft von einem Tag auf den anderen. Plötzlich stehen viele Fragen im Raum: Wie geht es weiter? Wie läuft die Behandlung ab? Werde ich überleben?

Fachexpertinnen und Fachexperten in Onkologiepflege geben Orientierung und stehen Betroffenen von der Diagnose über die Therapie bis zur Nachsorge oder palliativen Betreuung zur Seite. «Wir begleiten Patientinnen und Patienten während des gesamten Krankheitsverlaufs, erklären ihnen und ihren Familien,

was auf sie zukommt, beantworten Fragen und helfen, mit den Auswirkungen der Krankheit umzugehen», sagt Corinne Fässler, Studiengangsverantwortliche der Höheren Fachprüfung (HFP) Onkologiepflege bei HOCH Health Ostschweiz. Das Gesundheitsunternehmen HOCH vereint mehrere Spitalstandorte in der Ostschweiz und engagiert sich neben der medizinischen Versorgung auch in der Aus- und Weiterbildung von Gesundheitsfachpersonen.

Der Berufsalltag in der Onkologie verbindet hochspezialisiertes Fachwissen mit intensiver zwischenmenschlicher Begleitung. Die Fachpersonen verabreichen Chemo- und Immuntherapien, betreuen Krebskranke während der Bestrahlung, erkennen Nebenwirkungen frühzeitig und leiten geeignete Massnahmen ein. Sie beraten Betroffene und Angehörige, vermitteln medizinische Informationen verständlich, arbeiten eng mit Ärztinnen, Therapeuten, Psychologinnen und weiteren Fachpersonen zusammen und koordinieren komplexe Behandlungssituationen.

«Dank ihrer Weiterbildung übernehmen Fachexpertinnen und Fachexperten besonders komplexe Pflegesituationen. Sie beraten ihre Teams und sorgen dafür, dass die Pflege auf dem neuesten wissenschaftlichen Stand bleibt», betont Susanne Wiedmer, ebenfalls Studiengangsverantwortliche der HFP Onkologiepflege.

Ein anspruchsvoller Berufsalltag

Die Arbeit in der Onkologiepflege stellt hohe Anforderungen. Die auf diesem Gebiet spezialisierten Pflegefachpersonen begleiten Menschen in existenziellen Krisensituationen, erleben Rückschläge, Krankheitsverschlechterungen und Todesfälle mit. Der Umgang mit Leid, Trauer und Abschied gehört ebenso zum Berufsbild wie die kontinuierliche Auseinandersetzung mit neuen medizinischen Erkenntnissen. «Gespräche über eine unheilbare Erkrankung, einen Therapieabbruch oder das Lebensende gehören zum Berufsalltag und erfordern viel Feingefühl. Gleichzeitig verlaufen Krebskrankungen sehr unterschiedlich

und Therapien können starke Nebenwirkungen verursachen», erläutert Fässler.

Trotz der hohen Anforderungen hat diese Aufgabe auch eine andere, eine positive Seite. «Die Tätigkeit als Fachexpertin beziehungsweise Fachexperte in Onkologiepflege ist besonders erfüllend, weil sie eine enge und oft langfristige Begleitung von Menschen in herausfordernden Lebenssituationen ermöglicht», sagt Wiedmer.

Gerade bei komplexen Krankheitsverläufen ist vertieftes Fachwissen gefragt. Diplomierte Pflegefachpersonen können sich deshalb im Bereich Onkologie spezialisieren und die eidgenössische Höhere Fachprüfung (HFP) absolvieren. Voraussetzung ist Berufserfahrung in der Onkologie. Die Weiterbildung baut darauf auf und vermittelt vertieftes Wissen über Krebserkrankungen, deren Behandlung und die besonderen Anforderungen der onkologischen Pflege. «Sie ermöglicht den Aufbau von Fachwissen, welches wissenschaftlich belegt und praxisorientiert ist», fasst es Fässler zusammen.

HOCH Health Ostschweiz bietet die Vorbereitung auf die HFP berufsbegleitend an. Die Module verbinden Theorie mit praxisnahen Fragestellungen aus dem Berufsalltag. Im Zentrum stehen evidenzbasierte Pflege, klinische Entscheidungsfindung und Patientenedukation. Zudem vertiefen die Teilnehmenden ihre Kompetenzen in der interprofessionellen Zusammenarbeit und lernen, ihr Fachwissen in komplexen Situationen gezielt einzusetzen und an Kolleginnen und Kollegen weiterzugeben. **Stephanie Weiss**

Onkologiepflege

Abschluss: Fachexpertin/Fachexperte in Onkologiepflege mit Eidgenössischem Diplom (HFP), Professional Master

Zulassung: Diplom Pflege HF/FH und Berufserfahrung im Fachgebiet.

Vorbereitungsmodule: HOCH Health Ostschweiz

Dauer: ca. 18 Monate bis 2½ Jahre

«Gespräche über eine unheilbare Erkrankung, einen Therapieabbruch oder das Lebensende gehören zum Berufsalltag und erfordern viel Feingefühl»

Corinne Fässler



Corinne Fässler (links) und Susanne Wiedmer sind die Verantwortlichen des HFP-Studiengangs Onkologiepflege. Bild: zvg



Gesundheit kostet Geld. Und Gesundheit muss gut organisiert sein, gerade in der föderalistisch geprägten Schweiz. Für Isabelle Rüthemann war dies wohl der grösste Aha-Effekt, als sie den Studiengang «Master of Public Health» (MPH) vor über zehn Jahren absolvierte. «Als Betriebswirtschaftlerin war ich mit Zahlen und Organisationsstrukturen aus der Privatwirtschaft vertraut. Aber das Schweizer Gesundheitswesen ist damit kaum vergleichbar und bedarf ganz eigener Strukturen.» Heute arbeitet Rüthemann als Projektleiterin bei der Koordinationsstelle des Weiterbildungsprogramms Public Health, das gemeinsam von den Universitäten Basel, Bern und Zürich angeboten wird. Angesprochen werden mit dem MPH Personen, die bereits über einen Master verfügen und im Gesundheitswesen arbeiten, sei es als Ärztin, Ökonomin, Juristin, Biologin, Soziologin oder auch in Pflegeberufen. Was ihnen die Ausbildung bringt, veranschaulicht Isabelle Rüthemann an zwei Beispielen: «Nehmen wir einen Ökonomen, der ein Spital leitet. Er absolviert den MPH, um das Gesundheitswesen mit all seinen Zusammenhängen besser zu verstehen.» Ebenfalls nutzbringend ist die Weiterbildung für eine Ärztin, die aus dem klinischen Spitalalltag zum Bund wechseln möchte, um in der Prävention von übertragbaren Krankheiten tätig zu sein.

Aktuell und anwendungsnah

Jobmöglichkeiten und potenzielle Arbeitgeber gebe es viele, etwa staatliche oder kantonale Behörden, Spitäler, die Pharmabranche, Krankenkassen und Versicherungen, Stiftungen und Verbände sowie Universitäten und Fachhochschulen. Die Inhalte des Studiums haben nicht zuletzt durch die Coronapandemie und die Klimaerwärmung an Relevanz gewonnen: Wie entstehen Krankheiten in einer Bevölkerungsgruppe, wen betreffen sie, wie breiten sie sich aus und wie entwickeln sie sich weiter? Neben Epidemiologie werden unter anderem Prävention, Gesundheitsförderung, Gesundheitsökono-

Eine Weiterbildung, die im Gesundheitswesen Türen öffnet

Die Gesundheit der Bevölkerung verstehen, Gesundheitsprobleme analysieren und Lösungen für Versorgung, Prävention und Politik entwickeln – darum geht es im interdisziplinären Studiengang Master of Public Health.



Isabelle Rüthemann ist Projektleiterin bei der Koordinationsstelle des Weiterbildungsprogramms von Public Health. Bild: zvg

mie, Gesundheitspolitik und Biostatistik beleuchtet. Es geht also weniger um die Gesundheit von einzelnen

Personen als um die Gesundheit einer gesamten Bevölkerungsgruppe. «Wir planen die Inhalte der Module jedes Jahr mit den Moduleiterinnen aufs Neue und stellen somit sicher, dass der Studiengang anwendungsnah und auf dem aktuellen Stand bleibt. Das ist in diesem Bereich besonders wichtig», sagt Rüthemann.

Raum für Diskussionen

Etwa zehn Personen jährlich melden sich für den Studiengang an und absolvieren den modular aufgebauten Master berufsbegleitend und in maximal fünf Jahren. Isabelle Rüthemann hatte damals diese fünf Jahre voll ausgeschöpft. «Ich arbeitete weiterhin in einem 80-Prozent-Pensum am Institut für Gesundheitsökonomie der ZHAW in Winterthur und wurde zum

ersten Mal Mutter.» Da die Module über das Jahr hindurch individuell besucht werden können, sei das Studium in Absprache mit Arbeitgeber und Familie gut planbar, sagt Rüthemann. Dennoch ist es wichtig, sich bewusst

«Wir planen die Inhalte der Module jedes Jahr aufs Neue, so dass der Studiengang anwendungsnah und aktuell bleibt.»

Isabelle Rüthemann, Public Health

für dieses Studium zu entscheiden, denn es sei anspruchsvoll und erfordere neben dem Besuch der Module in Zürich, Bern oder Basel auch viele Stunden Selbststudium. Hinzu kommt eine einjährige Masterarbeit.

Das Zusammenkommen mit anderen Menschen aus den unterschiedlichsten Funktionen habe sie während ihrer Weiterbildung besonders geschätzt. In den Pausen entstünden bereichernde Diskussionen. «Mit einigen aus meinem Jahrgang bin ich bis heute in Kontakt. Ich verfolge ihre Karrieren und sehe, wie viele Türen einem mit dem MPH offenstehen.»

Denise Muchenberger

Kompetenzen für anspruchsvolle Aufgaben im Gesundheitswesen

Der Master of Public Health (MPH) ist eine Weiterbildung im Bereich öffentliche Gesundheit, der auf Prävention und Gesundheitsförderung, Epidemiologie und Biostatistik sowie das Gesundheitssystem Schweiz ausgerichtet ist. Im Zentrum steht nicht die Gesundheit von einzelnen Personen, sondern von Bevölkerungsgruppen. Er eignet sich für Fachpersonen mit einem Masterabschluss, die im Gesundheitswesen, in der

Verwaltung, in der Forschung oder in der Gesundheitspolitik arbeiten. Ohne Hochschulabschluss auf Masterstufe kann man über einen CAS-Studiengang (Certificate of Advanced Studies) Zugang zum Master bekommen. Der Ausbildungsgang wird berufsbegleitend absolviert, ist modular aufgebaut und wird gemeinsam von den Universitäten Basel, Bern und Zürich angeboten.

www.public-health-edu.ch

MINERVA
MACH DICH SCHLAU

JETZT INFOANLÄSSE

**Next step:
Berufsmaturität
oder Passerelle?**

**KV-AUSBILDUNG
MATURITÄTSSCHULEN
WEITERBILDUNGEN**

- Hohe Erfolgsquoten
- Kleine Klassen
- Flexibles Lernen
- Schulstarts im Winter und Sommer

minervaschulen.ch
Aarau | Baden | Basel
Bern | Luzern | Zürich

Benedict⁺

**Erfolg ist lernbar.
Auch für dich!**

benedict.ch

Bildungs-Agenda

**Talente entdecken:
Lehrer*in werden.**

Praxisnah studieren an der PH Luzern.
Jetzt zum Infomarkt am
13. November 2026 anmelden!

**Pädagogische Hochschule
Luzern – www.phlu.ch**

**Weitere Angebote:
www.bildung-schweiz.ch**

AFS
Interkulturelle
Programme
Schweiz

**Wage.
Entdecke.
Teile.**

«Es war ohne Zweifel das lehrreichste und
schönste Jahr meines Lebens.»
Colin über seinen Austausch in Ghana.

Jetzt informieren: www.afs.ch
+41 44 218 19 04

**Programme
von 2 Wochen
bis 11 Monate**



INSERIEREN SIE IM PERFEKTEN UMFELD

In der Sonderbeilage «Bildung» wird umfassend über die neusten Trends rund um das Thema Aus- und Weiterbildung informiert. Sie erreichen 567 000* Leserinnen und Leser!

*MACH Basic 2025-2 / kumulierter Wert Trägertitel Tages-Anzeiger, Der Landbote, Zürcher Oberländer, Zürcher Unterländer, Zürichsee-Zeitung

Ausgabe 2026
Bildung 5 – Berufe im Wandel der Zeit

Erscheinung
11. / 12. November

Anzeigenschluss
30. Oktober

Tamedia Advertising AG
inserate@tages-anzeiger.ch
+41 44 248 40 30
advertising.tamedia.ch

